

Der Vergleich

Autor(en): **Burbach, Carel**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Zürcher Illustrierte**

Band (Jahr): **6 (1930)**

Heft 20

PDF erstellt am: **20.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-755802>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Frühling am Zürichsee

(Phot. J. Feuerstein)

Der Vergleich

VON CAREL BURBACH

BERECHTIGTE UEBERSETZUNG AUS DEM HOLLÄNDISCHEN VON WILLY BLOCHERT

Theodore Sabille war Witwe geworden, eine Tatsache, die sie außer vielen bitteren Tränen eine stattliche Summe Geld für eine anständige Trauerausstattung gekostet hatte. Denn da Theodore mit ihrem Emile lange Jahre sehr glücklich gelebt und ihn aufrichtig geliebt hatte, war es nicht mehr als billig, daß sie um ihn auch, innerlich wie äußerlich, auf das tiefste trauerte. Dazu kam noch, daß Schwarz sie sehr gut kleidete. Ihre Freundinnen behaupteten, daß es sie ein bißchen fahl machte, und so war Theodore um so mehr davon überzeugt, daß sie niemals eine bessere Farbe tragen konnte als schwarz.

Theodore beweinte ihren verstorbenen Gatten den ganzen Winter mit geduldig getragenen Witwenleid und immer noch bebten ihre Lippen schmerzlich, als sie bei der Schneiderin den schönen, weichen Crêpe de Chine-Stoff für ihre Frühjahrskleider durch die Finger gleiten ließ.

Doch so umflort von Witwenstränen waren ihre Augen nicht, daß sie nicht die bewundernden Blicke auffing, die ihr zuteil wurden, wenn sie in demüthiger Haltung, das blonde Haupt leicht gesenkt, durch die Straßen ging. Und dann lächelte sie heimlich vor sich hin.

Wie es oft im Leben geschieht, so erging es auch Theodore. Der Zahn der Zeit — so oft geschildert als der Vandal, der alles anfrißt, was schön ist und gut — nagt auch an den scharfen Kanten des Leides und feilt sie glatt und weiß sie sogar so schön zu polieren, daß von ihrer Rauheit und Schärfe nur eine schwache Erinnerung zurückbleibt.

Theodore hatte, obwohl sie noch immer das Schwarz trug (das sie so fahl machte!), das Haupt wieder emporgerichtet, und nicht selten geschah es, daß die bewundernden Blicke, welche ihr zugeworfen wurden, in ihren vorläufig ausgeweiteten Augen einen Glanz hervorriefen, der Hoffnung gab.

Theodore empfing verschiedene Anträge, die den Zweck verfolgten, ihrem Witwenstande ein Ende zu machen, aber da sie wußte, was sich gehört, wies sie die ersten Anbeter entschlossen zurück. Nach einiger Zeit jedoch meldete sich Herr Jacques Stuff, Schneider und Meister in seinem Fache, der über ein gutgehendes Geschäft und ein nicht unansehnliches Vermögen verfügte. Der Leidenschaft, mit welcher dieser Herr um ihre Witwenhand warb, vermochte Theodore nicht zu widerstehen und, obwohl von Rührung überwältigt, warf sie sich an seine Brust und gelobte, die Seine zu werden. So fügte es sich, daß Theodore nach einem Jahre zum zweitenmal in den Ehestand trat.

Die Ehe war nicht unglücklich. Jacques verhönte seine anmutige, wenn auch nicht mehr ganz junge Frau, und sie erwiderte diese Liebe. Eins jedoch gab es, worauf er nicht gefaßt war. Das war: der Vergleich. Wenn sie auch nie mit einem Wort etwas davon merken ließ, so hatte er doch bei allem, was er sagte oder tat, die Empfindung, als ob sie dachte: «Das würde Emile niemals gesagt — oder getan haben.» Wenn er Zigarrenasche fallen ließ und sie ohne Murren den Boden säuberte, hörte er es sie denken, und wenn er sich verspätet hatte und eine halbe Stunde später als verabredet, heimkehrte, sah er es in ihrem still verweisenden Blick. Niemals sagte sie es und er wußte, daß sie es andauernd dachte. Er suchte sich zu vervollkommen, aber nach einigen Monaten mußte er sich mutlos eingestehen, daß er die Unfehlbarkeit des Toten niemals erreichen würde. Und er hatte ihn darun.

Bis sich etwas Merkwürdiges ereignete.

Eines Tages meldete sich eine Frau mittleren Alters in der Wohnung der ehemaligen Witwe. Sie schien etwas aufgeregt und bat ein bißchen von oben herab, den «Herrn» zu sprechen.

Man brachte sie zu Herrn Jacques, der gerade im

Begriff war, seine Schere an einen frisch angekommenen Herbststoff zu setzen. Aber kaum war die Dame im Zimmer, als sie erschreckt zurückfuhr.

«Sie sind der Herr nicht...!»

«Pardon?»

«Wer sind Sie?»

«Jacques Stuff, Schneider, Hoflieferant, prima englische Stoffe, wenn Madame sehen wollen...»

«Aber ich muß Herrn Sabille sprechen.»

«Das wird schwer gehen... er ist tot... verzeihen Sie.»

«Ach!... Das ist ja... und Sie?»

«Der zweite Gatte von Frau Theodore.»

«Und mein Zusage?»

«Wie, bitte?»

Darauf erzählte die aufgeregte Dame eine Geschichte von dem verstorbenen Herrn Sabille, daß Herr Jacques die Haare zu Berge standen und er erstaunt die Augenbrauen hochzog.

«Prompt am 1. November bekam ich jedes Jahr mein Geld, und heute ist schon der achtzehnte», endigte die Dame entrüstet, als ob Jacques etwas dafür konnte.

«Nicht so laut, wenn ich bitten darf», sagte dieser und seine simple Schneiderfigur zeigte etwas wahrhaft Fürstliches, als er hinzufügte: «Beruhigen Sie sich — ich werde in Zukunft dafür sorgen.»

*

«Wer war die hübsche Frau, mit der du dich anscheinend so angenehm unterhalten hast?» fragte später Theodore.

«Eine Kundin, mein Kind», antwortete Jacques.

«Aha! — Eine gute?»

«Ich wollte, ich hätte zehn solche!»

Mißtrauisch sah sie ihn von der Seite an und er fühlte, wie sie dachte: «Das würde Emile niemals getan haben...!»